

Methoden der Medienwissenschaft Teil III



Ian Waelder: *Watercolor*, aus der Serie *Looking, Finding, Living Sharing*
Fotografie, 2020

Nach den vier Repliken von Claus Pias, Birgit Schneider, Erhard Schüttpelz und Patrick Vonderau im letzten Heft wird die Debatte mit vier Beiträgen von Sebastian Gießmann, Tobias Matzner, Anna Tuschling sowie Jennifer Eickelmann, Julia Bee und Katrin Köppert fortgesetzt. Parallel hat der Open-Media-Studies-Blog auf der Homepage der ZfM zu Beiträgen für ein *Methoden-Handbuch Digitale Medien* aufgerufen, die vorab auf dem Blog diskutiert werden können. Die Redaktion freut sich über weitere Einreichungen!

WEGE UND ZIELE

Überlegungen zum (inter-)disziplinären Selbstverständnis der Medienwissenschaft

von TOBIAS MATZNER

In ihrem Beitrag «Wege und Ziele» regen Christoph Engemann, Till A. Heilmann und Florian Sprenger zu einer Auseinandersetzung mit den Methoden der Medienwissenschaft an. Diese Auseinandersetzung solle «historisch, epistemologisch und wissenschaftspolitisch informiert» erfolgen. Dazu gehöre zu fragen, warum «in diesem historischen Moment» und «auf diese Weise» nach Methoden gefragt werde.¹ In diesem Sinne möchte ich einige Perspektivierungen und Akzentsetzungen zu dieser Situierung der Debatte hinzufügen – immer unter der Annahme, dass die Beantwortung der genannten Fragen helfen soll, Orientierung für innerfachliche Dynamiken und wissenschaftspolitische und -praktische Zusammenhänge zu liefern, die sich in der Frage nach Methoden kristallisieren.

Methoden, das zeigen auch die Autoren in ihrem Text, tauchen in der Wissenschaft in vielerlei Gestalt auf. Sie definieren oder umreißen Erkenntnisgegenstände, sie sind Thema von Fragen der pädagogischen und didaktischen Formung wissenschaftlicher Inhalte für die Lehre, sie tragen zu disziplinären Selbstverständnissen und zur Abgrenzung zwischen Fächern bei, sie dienen der Nachvollziehbarkeit von Forschung, zur eigenen Orientierung der Wissenschaftler_innen und sie sind nicht zuletzt Teil von Drittmittelanträgen, Bewerbungen usw. Wenn Methoden also Lehre, Forschungspraxis,

Forschungsbedingungen, Arbeitsbedingungen und Karrieren sowie Konjunkturen und Spaltungen von Fächern und Denkschulen betreffen, so wird fraglich, welche der bezüglich Methoden verhandelten Anliegen und Konflikte in den Methoden liegen und welche eher «Symptome» anders gelagerter Veränderungen sind.

In diesem Zusammenhang greifen Engemann, Heilmann und Sprenger die drittmittelgeprägte Wissenschaftslandschaft und die Frage nach dem Umgang mit digitalen Methoden in digitalen Kulturen auf. In der Auseinandersetzung mit beiden Aspekten werden Methoden mindestens in zweifacher Hinsicht relevant. Erstens treten ganz bestimmte Methoden besonders in den Vordergrund und zweitens stellen sich Fragen nach Methoden als eine Form der Herausforderung an Fächer dar, besonders auch an die Medienwissenschaft, sich abzugrenzen und der jeweils eigenen Art der Wissenschaft Geltung zu verschaffen.

Was meine ich mit «ganz bestimmten Methoden»? Die Methoden, die hier vor allem angesprochen werden, sind solche, die eine quantitativ-objektivierende «Sicherheit»² ermöglichen, dabei aber die Möglichkeiten der Wissenschaft einengen. Diese finden sich insbesondere im Bereich des Digitalen, für den beispielsweise Rob Kitchin eine Form des Neo-Positivismus ausgemacht hat, der durch digitale Methoden insbesondere auch in den Humanities zunehmend

Verbreitung finde.³ Derselbe Autor hat zugleich jedoch einen Text zur Erforschung von digitalen Kulturen, Algorithmen und Software veröffentlicht, den er als Sammlung von Methoden versteht.⁴ Hier finden sich z. B. Methoden, die aus Science and Technology Studies und Ethnografie entlehnt und weiterentwickelt sind. In beiden Forschungsbereichen finden sich diverse Beispiele dafür, dass Methoden auch genau dadurch motiviert sein können, verengende Perspektiven zu problematisieren, eigene Selbstverständlichkeiten und vermeintliche Unmittelbarkeiten des Forschens zu reflektieren. Derartige Methoden zielen auf Verkomplizierungen wissenschaftlicher Standpunkte, welche denen der Medienwissenschaft zumindest strukturell ähnlich sind – was sicher auch ein Grund dafür ist, dass verwandte oder abgeleitete Methoden auch dort üblich sind. Doch selbst im engeren Sinne quantitative und statistische Methoden müssen nicht so eng mit der neoliberalen Politik verschraubt sein, wie der von den Autoren zitierte Alexander Galloway dies beschreibt. Beispielsweise sind Kritiken an Preisdiskriminierung, rassistischen Werbeanzeigen und viele andere Studien durch quantitative Forschungen ermöglicht worden, die die letzten digitalen Iterationen des Neoliberalismus kritisieren wollen, statt diese fortzusetzen. Im Detail gäbe es über all diese Forschungsansätze mehr zu sagen. Sie werden kritisch diskutiert, was ja auch einen wichtigen Teil von Wissenschaft ausmacht. Der kurze Abriss soll aber nochmals andeuten, dass die Methodenfrage quer liegt zu den wissenschaftspolitischen Konflikten, Ansprüchen und Eingrenzungen, die so viele in der Medienwissenschaft wahrnehmen. Hier geht es also um (implizite und explizite) Forderungen nach ganz bestimmten Methoden, in bestimmten Formen von Wissenschaft und in bestimmten Legitimierungsdiskursen der Wissenschaft. Die drei Autoren beschreiben das als «rein instrumentelles Methodenverständnis»,⁵ das die aktuelle Debatte präge.

Eine Gegenposition dazu kann die Anwendung anderer, «verkomplizierender» und kritischer Methoden sein, eine andere ein wissenschaftliches Selbstverständnis, das sich nicht primär auf Methoden oder sogar deren Ablehnung richtet. Letzteres betrifft viele Formen des wissenschaftlichen Arbeitens, die im weiteren Sinn als geistes- und kulturwissenschaftlich beschrieben werden können und die – bei aller Austreibung des Geistes – im Fach wirksam und wichtig sind. Beide Gegenpositionen finden sich in der Medienwissenschaft, und beide geraten durch die eben genannten Forderungen unter Druck. Beide Positionen sind natürlich keine klaren Gruppen und hier nur idealisierend zusammengefasst. Das bedeutet auch, dass nicht lediglich ein Nebeneinander von Ansätzen existiert. Die vielen Debatten um die Akteur-Netzwerk-Theorie (ANT) mögen als Beispiel dienen, wie eng medientheoretische und medienphilosophische Überlegungen mit solchen über empirische Vorgehensweisen verknüpft sind.

Durch diese Versammlung und Verschränkung ganz unterschiedlicher wissenschaftlicher Vorgehensweisen, die sich begrifflich wie praktisch ganz verschieden zu Methoden verhalten, stellen sich für die Medienwissenschaft nun auch hinsichtlich des Spezifizierungsdrucks verschiedene Fragen. Auf der einen Seite ist der Spezifizierungs- und Legitimationsdruck, den die Medienwissenschaft hier spürt, ein Stück weit derselbe, den auch andere Geistes- und Kulturwissenschaften spüren. Natürlich hat sich ein Teil der Medienwissenschaft genau dadurch definiert, sich von diesen Fächern abzugrenzen, und wurde von Vertreter_innen dieser Fächer auch angegriffen. Anlässlich der von Engemann, Heilmann und Sprenger betonten *heutigen* Situation ist es meines Erachtens jedoch eine offene, aber bedenkenswerte Frage, wo diese antagonistische Haltung noch trägt und wo nicht vielleicht wissenschafts- und hochschulpolitische Allianzen möglich und nötig wären. Die

Medienwissenschaft ist inzwischen institutionalisiert in Studiengängen, Fachverbänden, Gremien. Sich mit Medien zu beschäftigen, braucht bei Studienanfänger_innen und in außerakademischen Kontexten keine große Rechtfertigung mehr.⁶ Die Frage nach Allianzen stellt sich für die Medienwissenschaft umso mehr, weil sie in bestimmter Hinsicht schon selbst eine solche Allianz ist. In der Medienwissenschaft arbeiten Wissenschaftler_innen aus diversen anderen Fächern gerne und mit großer Wertschätzung des Fachs, auch weil ihre Interessen und Ansätze in anderen Disziplinen nicht oder nicht mehr anerkannt werden. Das zeigt sich nicht zuletzt an den vielen disziplinär pluralen Ausbildungen von Medienwissenschaftler_innen – nicht nur in den ersten Generationen, die einfach noch gar keine Medienwissenschaft studieren konnten. Auch die jüngeren Generationen im Fach – dazu gehören die Autoren des Debattenbeitrags genauso wie der Autor dieser Zeilen – haben oft mehrere Fächer im Hintergrund. Und auch wer heute grundständig Medienwissenschaft studiert, hat curriculare Überschneidungen mit Inhalten, die Bestandteil anderer Fächer sind oder zumindest waren.

Auf der anderen Seite durchlaufen auch andere Fächer Spezifizierungsprozesse und Auseinandersetzungen, welche sich in den langen Debatten zwischen analytischer und kontinentaler Philosophie oder innerhalb der Soziologie, wo dies jüngst zur Trennung der Fachgesellschaften geführt hat, deutlich abzeichnen. Hier mögen Allianzen mit anderen Fächern an ihre Grenzen kommen. In der Abgrenzung und Selbstbehauptung wird die vorgenannte Pluralität und Verschränkung verschiedener Ansätze in der Medienwissenschaft dann ein Faktor hinsichtlich der Frage, wie das Fach sich versteht und verstehen will. Hier sind Methoden eine Weise, ein Fach zu einen oder es von anderen abzugrenzen. Andere sind kanonische Texte oder Autor_innen, bestimmte Gegenstände, bekannte Vertreter_innen,

Institutionalisierungen, Gremien, Publikationsorgane und vieles mehr. In allen Fächern sind solche Elemente – und damit auch der Stellenwert von Methoden für das (Selbst-)Verständnis – unterschiedlich konfiguriert.

In diesem Zusammenhang macht Rosi Braidotti einen Vorschlag zum Selbstverständnis akademischer Fächer, der die Diskussion für die Medienwissenschaft bereichern könnte. Sie entwickelt ein Gegenmodell zu den etablierten Disziplinen, das sie «studies» nennt – in Bezug auf Fächer und Forschungsbereiche wie Gender Studies oder Postcolonial Studies und eben auch: Media Studies.⁷ Man muss die grundlegende neo-materialistische Humanismuskritik in Braidottis Text nicht teilen, um ihren Vorschlag zum Verständnis eines Fachs als «studies» spannend zu finden: «The driving force for knowledge production is [...] not the quest for disciplinary purity, or the inspirational force of radical dissent, but rather the modes of relation these discourses are able and willing to open up to.»⁸ Mit dieser grundlegenden Ausrichtung verbindet Braidotti eine fachinterne wie -externe kritische Haltung: «[Studies] critically dis-engage from the rules, conventions and institutional protocols of the academic disciplines. This nomadic exodus from disciplinary ›homes‹ shifts the point of reference away from the authority of the past and onto accountability for the present.»⁹

Ein Verständnis der Medienwissenschaft nach diesem Modell beruhte dann weniger auf einem spezifischen Gegenstand, einem Programm oder einer Fragestellung. Vielmehr wäre sie ein komplex zu denkender sozio-medialer Prozess, der gerade durch die spezifischen Zusammenhänge und Bezüge, die er schaffen kann, besteht: Zusammenhänge zwischen verschiedenen Arbeitsweisen, Gegenständen und Debatten außerhalb des Fachs. Gleichzeitig würde damit auch das kritisch-emanzipative Potenzial weitergeschrieben, das die Medienwissenschaft in verschiedenen Formen geprägt hat und das mit dem «Kodex für

gute Arbeit in der Medienwissenschaft», diversen AGs mit politischem Anspruch und der Offenheit etwa gegenüber Gender Studies und Postcolonial Studies deutlich stärker institutionalisiert ist als in anderen Fächern.

Dieser kritische Ansatz ist für Braidotti auch deshalb wichtig, weil ihr bewusst ist, dass diese Form der Wissenschaft in einer Welt von Drittmitteln, Publikationsdruck und anderen quantifizierenden Karrieremaßen überleben muss. Für Braidotti heißt das, zwischen dominanten/hegemonialen und marginalen/kritischen Diskursen zu navigieren – unter der Voraussetzung, dass eine «reine» Kritik oder ein absolutes Außen nicht möglich ist.¹⁰ Auch hier muss man Braidottis Lösung nicht bis ins Letzte zustimmen. Wenn aber Fundamentalopposition nicht möglich ist, so ist ein klares, selbstbewusstes und eben z. B. auch kodifiziertes wissenschaftspolitisches und emanzipatorisches Selbstverständnis ein wichtiger – auch argumentativer Faktor – für die zu treffenden Kompromisse und Abwägungen. Wer z. B. in einem Antrag bestimmte Arbeitsbedingungen oder Stellenausstattungen fordert, profitiert davon, sich auf verbindliche Forderungen großer Fachgesellschaften beziehen zu können, wie z. B. auf den «Kodex für gute Arbeit». Das wäre dann ein Beispiel dafür, wie die Methodenfrage auch ein Stück weit entlastet werden kann, wenn an anderer Stelle oder auf andere Weise in Anträgen etc. auf die wissenschaftspolitische Situation reagiert werden kann.

Was hieße solch ein an Braidottis Vorschlag orientiertes Selbstverständnis für die Frage nach Methoden in der Medienwissenschaft? Vielleicht so viel: innerhalb des Fachs die Vielzahl nicht nur an Methoden, sondern weiter noch an wissenschaftlichen Arbeitsweisen anzuerkennen – auch bei fachinternen Begutachtungen und dergleichen. In interdisziplinären Kontexten wie Wettbewerben könnte daraus folgen, dass ein_e Medienwissenschaftler_in primär die eigene Vorgehensweise kommunizieren, motivieren

und vertreten muss – und nicht gleich das ganze Fach. Aus meiner eigenen Erfahrung und der von Kolleg_innen, mit denen ich unter den Fachbezeichnungen «Philosophie» ebenso wie «Informatik» an interdisziplinären Forschungsverbänden beteiligt war, ist mir die Einsicht geblieben, dass der Einfluss von Methoden und Identitäten eines Fachs auf die gelingende Zusammenarbeit nicht überschätzt werden sollte. Auch wenn die Erwartungen an die verschiedenen Fächer jeweils ganz unterschiedlich sind: Die Vermittlungsprobleme bleiben – egal ob man jeweils aus der absoluten, anerkannten Mitte des Fachs kommt und sich auf unumstrittene Größen bezieht oder ob man Ansätze verwendet, die im eigenen Fach als randständig bis unsinnig betrachtet werden. Die Vermittlungsprobleme hängen mit falschen Vorstellungen anderer davon zusammen, was man denn so tut in der eigenen Forschung (und ich bin mir nicht sicher, ob keine oder eine falsche Vorstellung hier schädlicher ist), mit Zwängen und Konventionen anderer Fächer und sicher auch mit der Tatsache, dass in interdisziplinären Kontexten oft nur nach Förderung gesucht wird, um die eigenen Interessen möglichst unbeeinflusst umsetzen zu können. In diesem Zusammenhang wäre es einfacher, wenn es ganz in Braidottis Sinne eher um die konkreten Bezüge und Öffnungen von Perspektiven ginge, die zwischen Projektpartner_innen möglich wären, als um die Bezüge zu einer abstrakten Konzeption des Fachs. Gleichwohl färben Erfolgserlebnisse (wie auch Misserfolge) in der Zusammenarbeit mit Medienwissenschaftler_innen sicher auch auf die zukünftige interdisziplinäre Zusammenarbeit ab. Realistisch gesehen sind diverse interdisziplinäre Konflikte um Methoden und Arbeitsprogramme sicher auch einfach willkommene Möglichkeiten, um Macht und Einfluss zu verhandeln – wie das auch Engemann et al. beschreiben. Hier sind dann vielleicht Solidaritäten innerhalb des Fachs gefragt. Ich halte es für einen traurigen Verlust, wenn solche Auseinandersetzungen die

innerfachliche Pluralität und Dynamik beschädigen würden – was nicht zuletzt sicher auch innerfachliche Konflikte nach sich zöge. Aber auch aus rein strategischer Sicht wäre es unglücklich, wenn der von den Autoren thematisierte Spezifizierungsdruck die Frage nach der Spezifik der Medienwissenschaft in einer Form zuspitzen würde, die innerfachliche Konflikte schürte, statt den Zusammenhalt nach außen zu stärken.

Die Methodendebatte zu kontextualisieren, zu überlegen, warum jetzt und auf diese Weise nach Methoden gefragt wird, heißt, sie in Zusammenhang zu bringen mit Fragen nach Arbeitsbedingungen, Zusammenarbeit und Bewerbungsbedingungen in der Wissenschaft, dem Umgang mit neuen Forschungsthematiken, wie jene im Umfeld der Digitalisierung, mit Fragen nach der Stellung von Wissenschaft in der Gesellschaft und danach, was es heute bedeutet und bedeuten kann, ein Fach – und dieses Fach: Medienwissenschaft – zu sein. Die Auseinandersetzung mit diesen Fragen hat in der Medienwissenschaft diverse Orte – nicht nur fachlich-inhaltlich, sondern auch in den Institutionen der Medienwissenschaft (wie Verbänden, Instituten, AGs, Gremien), in den Gruppen, die sich dort versammeln, in Praktiken, persönlichen Beziehungen, Prüfungen und Gutachten etc. Diesen Kontext in die Methodendebatte mit einzubeziehen, kann sie informieren, präzisieren und bestärken. Sie kann durch eine solche Kontextualisierung aber auch entlastet werden, durch die Erkenntnis, dass manche Auseinandersetzungen an diesen anderen Orten schon geführt werden oder dort noch expliziter angegangen werden sollten statt auf fachlich-inhaltlicher Ebene. Ich hoffe, dass die hier versammelten Ideen der Debatte einige Ansatzpunkte für solche Überlegungen hinzufügen konnten.

1 Christoph Engemann, Till A. Heilmann, Florian Sprenger: Wege und Ziele, in: *Zeitschrift für Medienwissenschaft*, Nr. 20, 2019, 150–161, hier 160.

2 Ebd., 154.

3 Rob Kitchin: Big Data, new epistemologies and paradigm shifts, in: *Big Data & Society*, Jg. 1, Nr. 1, 2014, 1–12, hier 7.

4 Rob Kitchin: Thinking Critically about and Researching Algorithms, in: *Information, Communication & Society*, Jg. 20, Nr. 1, 2017, 14–29.

5 Engemann, Heilmann, Sprenger: Wege und Ziele, 158.

6 Dass die Erwartungen der Studierenden und außerakademischer Kontexte dann nicht mit den Inhalten akademischer Forschung und Lehre übereinstimmen, ist ein Problem, das selbst Fächer wie die Informatik haben – inklusive des Vorwurfs, nicht berufs- und praxisrelevant genug zu sein. Insbesondere die florierende Start-up-Kultur, deren Gründer_innen ja beinahe schon traditionell Studienabbrecher_innen sein müssen, zeichnet sich durch eine gepflegte Verachtung akademischer Informatik aus.

7 Rosi Braidotti: A Theoretical Framework for the Critical Posthumanities, in: *Theory, Culture & Society*, Jg. 36, Nr. 6, 2019, 31–61.

8 Ebd., 44.

9 Ebd., 38.

10 Ebd., 49.



Ian Waelder: *Tired*, aus der Serie *Looking, Finding, Living Sharing*
Fotografie, 2019